



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Historische Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

welches hoffentlich bald Nachahmung findet. Die Darstellung ist so anschaulich und macht durch ihre Wärme und Begeisterung einen so wohlthuenden Eindruck, daß das Werk sicher auch in weitem Kreise beifällige Aufnahme finden wird. Eine knappere Fassung würde vielleicht hie und da der Frische der Darstellung zu gute gekommen sein. Aber dem Verfasser ist es, was wir besonders hervorheben möchten, im großen und ganzen geglückt, eine Gefahr zu vermeiden, welche bei einem derartigen Thema zu nahe liegt: daß die Bedeutung des Helden gegenüber der Schilderung der allgemeinen Zeitlage zu sehr zurücktritt. Mit großem Geschick ist das Bild des Helden in den Rahmen der gleichzeitigen Geschichte eingefügt. Für die Geschichte des siebenjährigen Krieges erhalten wir daneben die wertvollsten Aufklärungen; die Beziehungen Friedrichs zu einem seiner bedeutendsten Generale, die Parteien im preussischen Heere und die von ihnen bis zum heutigen Tage sich fortpflanzenden Traditionen treten hier zum erstenmale in eine wirklich historische Beleuchtung.



Historische Romane.



Es ist schon jetzt kein Zweifel, daß auch die Literaturgeschichte dereinst mit der Gründung des neuen deutschen Reiches einen eignen Abschnitt beginnen wird. Wie auch das Urteil der künftigen Geschlechter über die einzelnen Erscheinungen unsrer Zeit lauten wird, ob die heutigen Tagesgrößen bis auf den Namen verschwinden werden, mancher Name dagegen, der gegenwärtig minder häufig genannt wird, in umso hellerem Glanze strahlen wird: wie auch immer das Bild unsrer zeitgenössischen Literatur von dem Standpunkte eines um ein halbes oder ganzes Jahrhundert spätern wird aussehen mögen — es wird der Charakterzug darin nicht fehlen dürfen, daß unser Geschlecht sich der Größe seines Erwerbes auf politischem Gebiete lebhaft bewußt war, und daß dieses nationale Hochgefühl die Quelle so mancher dichterischen Arbeit wurde; das ist nun einmal die Signatur der Zeit, um diese Empfindung dreht sich unser aller Gedanke. Es giebt keinen Dyrker von Bedeutung, der ihr nicht Ausdruck verliehen hätte, und wenn auch das Drama darniederliegt — Gott weiß, wer mehr Schuld daran hat, die Theater oder die Dichter —, so ist doch in der Romanliteratur manches gute Kunstwerk erschienen, und näher oder entfernter wird immer das größte Erlebnis des Volkes in ihm berührt: seine politische Wiedergeburt. Ein Oskar von Redwig schreibt einen sentimentalcn Gouvernantenroman, in dem der letzte

Krieg breiten Raum einnimmt; ein Geist vom Range Wilhelm Raabes, der wie kaum ein anderer von den Lebenden das Herz der Zeit schlagen hört, ergreift mit überlegnem Humor die Kinderkrankheiten des neuen Reiches, etwa die Konflikte zwischen Reichsidee und Partikularismus, in die der „olle Potsdamer“ Wilhelm Schönow in der annektirten Provinz gerät. „Es dauert immer etwas länger als zehn Jahre, ehe der Nachklang eines weltgeschichtlichen Faktums auszittert,“ sagt Fräulein Julie Kiebig in „Villa Schönow,“ und sie hat sehr Recht. Denn dieses neue weltgeschichtliche Faktum hat uns unter anderm auch der eignen Vergangenheit gegenüber auf einen neuen Standpunkt gestellt, und bis diese Revision der Urtheile in Sachen der Geschichte fertig ist, bedarf es wahrlich mehr als eines kurzen Jahrzehnts. Das ist ja das Wesen, die Schwäche, aber auch der ewige Reiz der historischen Wissenschaft, daß hier eine rein faktische Erfahrung nicht ausreicht, daß aber auch das Urtheil über die Menschen und Bestrebungen der Vergangenheit immer subjektiv von dem Geiste der Epoche gefärbt ist, in der es gefällt wird. Welche Umwandlung macht jetzt das Urtheil über die französische Revolution des Jahres 1789 im allgemeinen Bewußtsein Europas durch! So geht es uns aber auch mit unsrer eignen Geschichte. Es bedarf nicht bloß mehr als eines Jahrzehnts, sondern zuweilen auch mehr als eines Jahrhunderts, um ein Urtheil über historisch bedeutende Erscheinungen mit einiger Aussicht auf bleibenden Wert zu fällen.

Zwei vor kurzem neu erschienene historische Romane, etwas umfänglicher Art, haben uns zu dieser Betrachtung angeregt. Es sind die Romane: Am Ausgang des Reiches von Wilhelm Jensen (2 Bde., Leipzig, Clescher, 1885) und der ausdrücklich als historischer Roman bezeichnete Fritz Kannacher von Arthur Hobrecht (2 Bde., Berlin, Herz, 1885). Beide behandeln vaterländische Stoffe: Jensen führt uns in das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, an den Hof des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaieren; Hobrecht geht noch weiter zurück in das letzte Drittel des siebzehnten Jahrhunderts, in die erste Regierungszeit des großen Kurfürsten von Brandenburg-Preußen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die historischen Romane in der letzten Zeit merklich in der Gunst des Publikums zurückgegangen sind. Zwar werfen die Felix Dahn, Ernst Eckstein u. s. w. noch immer zu jeder Büchermesse einen neuen Roman aus der Völkerwanderung oder aus der römischen Kaiserzeit auf den Markt; aber es sind das nur noch die Nachzügler einer absterbenden Mode. Und eigentlich sind es gerade diese Archäologen, welche den historischen Roman in Verruf gebracht haben. Prinzipiell zwar sind auch wir der Meinung, daß ein wahrhaft schöpferisches Talent im Romane seine eigne Gegenwart zu zeichnen vorziehen wird; denn dies ist der wahre Beruf dieser Kunstform, und alle die unsterblichen Werke, die ihr angehören, vom Don Quixote an bis zu den Wahlverwandtschaften, alle Genies unsrer Zeit, ein Dickens, eine Elliot, ein Gottfried Keller, ein Iwan Turgenjew, sie treten für diesen Standpunkt ein.

Im wahren Sinne schöpferisch kann der historische Roman nur selten sein. Die Vergangenheit, welche der Dichter aussucht, ist kein unmittelbares Bild, sondern schon ein zurechtgemachtes, ein von vielen, vielen Mitarbeitern geschaffenes; der Dichter sieht, wenn er nicht gleich dem Historiker Archive durchstöbert, um die Vergangenheit zu konstruieren, immer durch fremde Augen und wiederholt nur das, was ihn die Wissenschaft gelehrt hat. Der wahrhaft schöpferische Geist aber kann sich diesen Zwang nicht auferlegen, er will Original sein, und darum hält er sich an seine Gegenwart oder gar an ein erdichtetes Phantasieland, und indem er mit Augen nicht des Alltagsmenschen um sich schaut, schafft er selbst Geschichte, da er das Leben der Nation bereichert. Indes seine künstlerische Berechtigung hat der historische Roman immer, eben unter der Voraussetzung, daß die Geschichte nicht mit den Augen des nüchternen, nur Wissenschaft vermittelnden Kulturhistorikers, sondern mit denen des fühlenden Dichters angesehen werde. Denn wie alles in der Welt, ist auch die Geschichte Gegenstand dichterischer Anschauung; wie alles, was auf diese einwirkt, die Färbung eines bewegten Gemütes annimmt, so erhält auch jede Epoche der Geschichte eine verschiedene Färbung, Stimmung, und es ist nicht gleichgültig, ob wir ins „heitere“ Griechenland oder ins „strenge“ Rom, in das „finstere“ Mittelalter oder in die „helle“ Renaissance, an den frivolen Hof von Versailles oder an den patriarchalisch schlichten der Brandenburger geführt werden. In dieser einzig poetischen Weise haben nur wenig Dichter die Geschichte verwendet; nur etwa bei Konrad Ferdinand Meyer und Hans Hoffmann wird mit freier künstlerischer Wahl die Historie als stimmungsvoller und wahlverwandter Hintergrund für ein novellistisches Motiv gewählt; bei jenen Schriftstellern aber, die sich speziell des kulturhistorischen Romans bemächtigt haben, ist es beim rein stofflichen Interesse am Kostüm der Vergangenheit geblieben, und darum haben sie eine wohlberechtigte Opposition erfahren. Darum hat man auch mit Recht den Ruf nach vaterländischen Stoffen erhoben, denn wenn diese sonst keine andre poetische Wirkung gewinnen, so ist es doch wenigstens die, daß sie uns, weil sie von unsern eignen Voreltern handeln, menschlich tiefer interessieren als die ägyptischen oder römischen Kostümbilder. Wenn also einmal historische Romane geschrieben werden sollen, so bleibe man wenigstens im eignen Lande.

Dies ist nun das gemeinsame und ausgezeichnete Merkmal der beiden historischen Romane von Jensen und Hobrecht, so wenig Gemeinsames sie auch im übrigen haben: sie führen uns in die eigne deutsche Vergangenheit zurück, jeder in eine, wie es nun einmal der Charakter unsrer Geschichte ist, trübselige Epoche des national-politischen Lebens. Hobrecht zeigt uns in einer Zeit, wo das ganze deutsche Leben verwildert und erdrückt war durch einen dreißig Jahre lang dauernden Krieg, die mühselige Arbeit des großen Kurfürsten, seine zerstückelten Ländereien zu einem einheitlichen Staate zu organisieren, aus Besitzthümern, in

denen überall verschiednes Recht und verschiedene Ordnung herrschte, ein lebensfähiges Ganze zu bilden. Jensen zeigt uns einen deutschen Hof in seiner schwachvollen Abhängigkeit von dem Muster, das Versailles länger als ein ganzes Jahrhundert für Europa abgab, und offenbart uns dessen ganze Unsittlichkeit bei allem äußern Glanze, bei allem Geist und Kunstsinne, und deckt die innere Faulheit des ganzen sozialen Baues auf, den das ancien régime aufgerichtet hatte. Aber die Tendenz beider Dichter ist es, der Freude an dem endlichen Besitze nationaler Einheit und nationalen Selbstgefühls Ausdruck zu geben; die Stimmung beider Erzähler ist gehoben und erfüllt von dem Glücke der Gegenwart: die trübe Vergangenheit dient nur dem einen Gedanken, Relief für die Gegenwart zu bilden, den dunkeln Hintergrund für das nahe Licht und dessen richtige Wertschätzung abzugeben. Es soll gezeigt werden, dort, in „Fritz Rannacher,“ mit wie unfäglichen Schwierigkeiten der Gründer Preußens zu kämpfen hatte, hier, im „Ausgange des Reiches,“ auf wievielen Umwegen der Deutsche zum nationalen Selbstbewußtsein gekommen ist. Mag sein, daß man dies „Tendenz“ nennen und in doktrinäer Ästhetik die Nase darüber rümpfen wird, aber wir erkennen diese Tendenz deswegen als poetisch vollkommen berechtigt an, weil sie einer allgemeinen und lebendigen Empfindung des Volkes Ausdruck verleiht.

Jensen eröffnet seinen Roman mit einer „historischen Landschaft“ von wahrhaft tragischer Größe. Die Grenzfestung Philippsburg ist der Träger dieses erschütternden Gemäldes. Philippsburg ist im „Bruchrhein“ gelegen, als wenn sich die Menschen in unbegreiflicher Verblendung den sumpfigsten und unfruchtbarsten Winkel zwischen weithin gesegneten Gefilden zur Ansiedlung ausgesucht hätten. Und so jämmerlich das Aussehen des Städtchens von jeher war, ist es gleichwohl ewig der Zankapfel der streitenden Mächte gewesen, die es nacheinander zerstörten und wieder neu befestigten. Besonders die Franzosen bemühten sich, dieser Grenzfestung bei jedem ihrer zahlreichen Einfälle habhaft zu werden, bis ihnen Friedrichs des Großen Sieg bei Kollbach für lange Zeit, bis zu den Revolutionskriegen, die Lust nach dem rechten Rheinufer vertrieb. Nach dem siebenjährigen Kriege kam Philippsburg in den Besitz des Fürstbischofs von Speier. Aber auch er geriet in Zank seinetwegen, denn der Kaiser in Wien erklärte es für eine Reichsfestung und besetzte es mit einem eignen Kommandanten, der dem Bischof viel Ärger verursachte und ihm den Gedanken, eingab, die streitbringenden Festungswerke zu schleifen. Und nun wollen wir den Dichter selbst reden lassen. „So schaute denn der Fürstbischof von seinem Schlosse zu Bruchsal über den »Luzhard«-Wald im Bruchrhein nach dem etwa zwei Meilen entfernten Philippsburg hinüber und bethätigte seine landesväterliche Fürsorge für dasselbe nur dann und wann durch dorthin erlassene nützliche Verfügungen, indem er z. B. strengstens den Viehhandel mit Juden verbot, auch anordnete, daß jeder dortige Untertan jährlich zwölf Sperlingsköpfe an die

Rentkammer auszuliefern habe. Das geschah allerdings mit eifriger Pflichttreue, doch trotzdem verringerte sich die Anzahl der in Bruchsal eingehenden Spazeköpfe von Jahr zu Jahr. Dieser Ausfall entstammte indes keineswegs einer langsamen Ausrottung der bischöflich zum Untergange verurteilten Vogelgattung, noch einer etwa unter ihr ausgebrochenen Pest oder Unfruchtbarkeit, sondern leitete sich lediglich daher ab, daß der lieferungspflichtigen Hände und Unterthanen von Jahr zu Jahr immer weniger wurden. Die nicht geköpften Sperlinge fanden stets noch ausreichende Nahrungsmittel, um ihren Hunger zu stillen und sich zu vermehren, aber die Bewohner und Bewohnerinnen Philippsburgs besaßen zu ihrem eignen Leidwesen keine Spazekmägen die sich täglich mit dem Auspicken einer Hand voll Körner oder einem Herz- und Würmergericht begnügen konnten. Da ihre Speisefarte ihnen jedoch in der Festung zumeist keine andre Wahl freistellte, machten sie es truppweise wie die Schwalben, Staare und Störche um sie herum, nur daß sie nicht den Herbst allein dazu benutzten, sondern zu allen Jahreszeiten, auch im Frühling, Sommer und Winter, von dannen zogen, hierhin und dorthin, wo die Hoffnung langsameren Verhungerns ihnen winkte, ostwärts und westwärts, über den Rhein und über das Meer in die fagenhafte, viel und dunkel beredete »neue Welt« hinüber. Sie wanderten in die Fremde, das hieß nach dem alten deutschen Worte »ins Elend,« denn vor dem dreißigjährigen Kriege galten dem deutschen Volke diese beiden Bezeichnungen als gleichartig; ins Elend ziehen hieß in die Fremde davongehen. Seitdem hat sich freilich in dieser Anschauung mancherlei geändert, doch die landesväterliche Fürsorge zu Bruchsal hielt noch an der alten Auslegung fest und fühlte sich deshalb berufen, im Jahre 1785 ein ernstliches Mandat nach Philippsburg zu erlassen, in welchem vor der Ruchlosigkeit der Auswanderung streng verwahrt und angeordnet wird, achtsamst auf die Verführer zu fahnden. Denn die Ruchlosigkeit war dadurch zweifellos noch um ein Beträchtliches erhöht, daß die Leute nicht allein für sich selbst »ins Elend wanderten,« vielmehr jedes von ihnen obendrein wider göttliches und menschliches Recht ein Stück nicht ihm, sondern dem speierischen Fürstbischof leibeigenes Fleisch und Blut mit sich in die Fremde mitnahm. Wenn aber Herr Damian August Graf von Limburg-Styrum dergestalt in seinem Schlosse wartete, so nahm allmählich im Stillen und unbeachtet die Reichsfestung Philippsburg diese Angelegenheit in ihre eigne Hand. Als ein mächtiger und wahrhafter Beschützer deutscher Lande hochaufgerichtet stand der hohe Geist und die Preußenmacht Friedrichs des Großen da, und seit bald vier Jahrzehnten genoß das Reich unter ihrem »Schutze« eines wirklichen, vorher unbekannt gewesenen Friedens. Das Auge blickte nicht mehr in unablässiger Angst nach Westen über den Rhein, ob auflodernde Feuersäulen den Anmarsch eines Nachfolgers des großen Zuerne, Melacs oder Duras' verkündigten; das deutsche Volk lag in einem schweren dumpfen Schlafe, doch es schlief insofern ruhig, als das Abdrücken seiner

Träume sich zur Zeit nicht mehr in die Gestalt französischer »Protektion« kleidete. Das machten sich die Festungswerke Philippsburgs zu Nutzen und zerfielen. Die vielbestürmten Mauern zerbröckelten, und hohes Gras und Ge-
fräut wuchs in den ausgetrockneten Gräben. . . . So lag im Jahre 1790 Philippsburg als ein naturgemäßes Ergebnis, Produkt oder Facit seiner Ver-
gangenheit da. Es war zwar insoweit von seinem zweihundertjährigen Brauche
abgewichen, als es gegenwärtig dem Auge keine rauchende Brandstätte und dem
Ohr kein Jammergeschrei darbot, aber es hatte getreulich an der alten Ge-
wohnheit festgehalten, auf dem versumpftesten, trostlosesten Erdenfleck des
deutschen Reiches den verfallensten Häuserhaufen weltvergessener, armseligster
Bevölkerung zu bilden.“

Auf diesem düstern Hintergrunde entfaltet Jensen sein Zeit- und Charakter-
gemälde vom „Ausgange des Reiches.“ Er hat den Moment gewählt, wo die
Revolution in Frankreich schon ausgebrochen ist, aber noch bevor der Schrecken
die Oberhand gewonnen hat. In Schwärmen flüchtet sich der Pariser Adel
über den Rhein und überschwemmt alle deutschen Höfe. Kurfürst Karl Theodor
von Pfalzbaiern empfängt die Emigranten mit königlicher Gastfreundschaft.
Auf seinem mit dem üppigsten Luxus ausgestatteten Lustschlosse Schwetzingen,
das Versailles nicht bloß nachahmt, sondern womöglich zu übertreffen strebt,
gibt er große Feste zu Ehren der Franzosen. Er treibt einen förmlichen Kultus
mit ihnen! Sind sie ihm doch die Vertreter jener Bildung, die ihm, wie fast
allen seinen europäischen Standesgenossen, als das wertvollste Lebensideal er-
scheint. Das Wesen dieser einseitig ästhetischen Bildung darzustellen, ihre Glanz-
und ihre Schattenseiten, ihren sprühenden Esprit und aristokratischen Hochmut,
die Konsequenzen derselben für das soziale und politische Leben des Volkes,
wofür ihr jedes Verständnis absolut fehlt, ist die künstlerische Tendenz des
Romans. Hinter diese Charakteristik tritt das landläufige Romaninteresse zurück,
und diese meisterlich gelungene Darstellung macht das Werk Wilhelm Jensens
zu einem über die gewöhnliche Romanwaare weit hinausragenden.

In scharf umrissenen Gestalten hat Jensen die einzelnen Elemente verkörpert,
welche für den Geist jener Epoche des sich auflösenden heiligen römischen Reiches
deutscher Nation bezeichnend sind. In dem Kurfürsten Karl Theodor den kleinen
roi soleil. Er ist ein Mann von ungewöhnlicher geistiger Begabung; durch
seinen Esprit entzückt er alle, die persönlich mit ihm verkehren zu dürfen das
Glück haben: selbst die hochmütigen Emigranten, die auch noch beim Gnaden-
brote des deutschen Gastfreundes den gallischen Dünkel nicht verwinden können.
Aber alles Wissen, alle ästhetische Bildung dient dem Kurfürsten nur dazu, sich
dem feinsten, raffiniertesten Lebensgenusse hingeben zu können. So bezaubernd
liebenswert und zuweilen wahrhaft königlich gütig er ist, ein so maßloser
Egoist ist er doch. Von den Pflichten der Regierung befreit er sich so rasch
als er nur kann; ihnen gegenüber ist er von einer unglaublichen Trägheit.

Persönlich hat er ein mitleidiges Herz für das Elend der Unterthanen, wenn es ihm gerade zufällig zu Gesichte kommt, oder wenn ihn eine Vorstellung desselben augenblicklich heftig affizirt. In seiner Genußsucht aber findet er weder Zeit, noch moralische Kraft genug, selbst die Dinge zu prüfen, und überläßt die ganze Regierung einem Ex-Jesuiten. Nur Geld soll stets in seiner Kasse sein! Von einem deutschen Nationalgefühl ist keine Spur in ihm. Die ganze Welt ist nur für ihn da, und er hat absolut alle feinere sittliche Empfindung verloren. Die Charakteristik dieses Kurfürsten ist jedenfalls das Beste in dem Romane, denn es ist Jensen gelungen, selbst eine gewisse Naivität in diesem Egoisten zu veranschaulichen und es begreiflich zu machen, wie solch ein Fürst zum Verräther am Vaterlande werden und mit dem Feinde den famosen Rheinbund bilden konnte.

Am gewissenlosesten geht der Kurfürst natürlich mit den Frauen um. Jedem andern Sterblichen nimmt er das Verbrechen der Mädchenverführung bitter übel; ihm selbst aber ist es gleich dem Zeus erlaubt, jedes Weib zu schänden, denn nach seiner Meinung ehrt und erhebt er sie durch seine Gnade. So hatte er es einmal mit einer Hofdame, Mademoiselle Veronique, gemacht, und um sie zu versorgen, hatte er den diabolischen Gedanken, einen jungen strebsamen Pfarrer mit dem Mädchen zu verbinden, wobei er offenbar garnicht ahnte, wie furchtbar er dem unbescholtenen Ehrenmanne damit mitspielte. Denn gar bald gingen dem in seine schöne junge Frau verliebten Pastor Vibermann die Augen auf, als sie nach kaum zweimonatlicher Ehe von einem kräftigen Mädchen entbunden wurde; nun erst merkte er, weshalb der Kurfürst ihn mit ganz unverhofften Gnadenbeweisen überschüttete, und er war zum Unglück seiner jungen Frau nicht der Mann darnach, den Schimpf zu ertragen. Er lief aus dem Hause, Veronique wurde wahnsinnig, worauf der Kurfürst sie versorgen ließ, das neugeborne Mädchen wurde unter dem Namen Berena Schwansfeld nach Philippsburg zu einer armen Frau in die Pflege gegeben. In diesem betrognen Pastor zeichnet Jensen jene Schicht des deutschen Volkes, welche mit Jubel die französische Revolution zu begrüßen Ursache hatte, da sie, wie die Millionen jenseits des Rheins, unter demselben Drucke zu leiden hatte. Dem Pastor gegenüber steht ein alter braver deutscher Reichsfreiherr, souveräner Herr auf einem Gebiete von keiner halben Quadratmeile. Auch er ist unzufrieden mit dem deutschen Regiment, haßt bitterlich den Franzosenkultus; aber er bleibt national treu und stellt das Vaterland über jede andre Rücksicht.

Berena Schwansfeld lernen wir als kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen in Gesellschaft des Arnulf Wendemar, eines gleichfalls elternlosen Burschen, in den Ruinen Philippsburgs kennen, und am Schicksale dieser beiden Geschöpfe spinnt sich der Roman ab. Wendemar ist gleichfalls ein Bastard, und zwar ein Sohn des Fürstbischofs von Speier, eines in verbitterter Einsamkeit dahinlebenden alten Geizhalses, dem die Skepsis des Jahrhunderts jeden

innern Halt genommen hat. Beim Ausbruche der Unruhen geht Wendemar nach Paris, und es gelingt ihm, sich vom Straßenlehrer zum höhern Offizier in der republikanischen Armee emporzuschwingen. Inzwischen kommt Berena nach manchem Abenteuer an den Schwelinger Hof des Kurfürsten. Pamela Genlis, auch ein natürliches Kind, eine Tochter des Herzogs von Orleans, hat mit der lebensüberdrüssigen Berena, welche sie zufällig trifft, Mitleid; sie nimmt sie zu sich als Kammerjungfer, bald jedoch, da sich die ablichen Eigenschaften des von der Straße aufgelesenen Mädchens unbewußt und rasch entwickeln, avancirt Berena zur Freundin und Vertrauten Pamelas. Auch dieses wunderbar romantische Schicksal der beiden Mittelfiguren der Erzählung, Berenas und Wendemars, paßt wohl in den ganzen Geist jener Epoche, welche die Blütezeit aller Abenteuer war und thatsächlich reich ist an ähnlichen wunderbar aus der Tiefe in die Höhe und wieder zurück in die Dunkelheit führenden Lebensläufen. Als Freund der sinnigen Pamela wird der edle Koadjutor Dalberg eingeführt, ein liebevoll ausgeführtes historisches Porträt, aber im Zusammenhange der Handlung ohne rechten Zweck; denn die Handlung wird einzig durch die erotischen Gelüsten des Kurfürsten getrieben. Pamela ist gegen ihren Willen mit dem langweiligen irischen Revolutionär Lord Fitzgerald aus politischen Rücksichten verlobt worden. Um sie in ihrem Unglück zu trösten, weiß Karl Theodor die Vermählung beider auf den bloßen kirchlichen Trauungsakt zu beschränken. Lord Fitzgerald ist einzig von der Leidenschaft besessen, Irland zu befreien, und verkauft die ihm angetraute Pamela dem Kurfürsten für die Geldunterstützung zu seinem politischen Zwecke. Des letztern Versuch jedoch, Pamela zu gewinnen, mißglückt trotz aller Künste, sie entflieht, um aus ganz abstrakter Pflichttreue ihren Gatten im Gefängnis des Londoner Tower zu trösten. Es gelingt ihr, den Kalten zu erwärmen — da jagt sie sein Geständnis von ihrem Verkaufe wieder weg. Indes setzt der Kurfürst, trotz aller mahnenden politischen Gefahren, seine Art zu leben fort. Es gelüstet ihn nach der keuschen Psyche Berena, und nur durch (übrigens recht romantische) Zufälle wird das Ungeheuerliche verhindert und beim Rendezvous der Kurfürst als Vater der von ihm selbst bedrohten Unschuld entlarvt. Darauf flüchtet Berena heim, nach dem wieder einmal belagerten und bombardirten Philippsburg, wo sie mit dem Jugendfreunde Wendemar zusammentrifft, den sie überredet, lieber als gemeiner Soldat im Dienste des Vaterlandes, als in den Reihen der Feinde als General zu kämpfen. Mit der flüchtigen Andeutung der Freiheitskämpfe und des letzten Krieges gegen Frankreich vom Jahre 1870 schließt das Werk.

Das bedeutendste an ihm ist, wie gesagt, die vornehme Auffassung der Epoche. Dessen ergreift nicht im geringsten Partei für die Revolutionäre; aber er führt uns in die Motive jener furchtbaren Umwälzung ein, indem er die Verderbnis der regierenden Klassen darstellt. In dem schönen Kapitel, welches das Hoffest in Schwelingen mit prächtigen Farben schildert, bringt er eine Heldin der Revolution

auf die Szene und vergißt nicht, das theatrale Pathos in ihr ironisch zu betonen. So schwebt er mit merkwürdiger künstlerischer Objektivität über den Dingen. Und doch scheint uns ein wichtiges Moment in seinem historischen Gemälde zu fehlen. Jensen schildert wohl die alte Zeit in ihren Unterdrückten und in den Unterdrückten, aber jenen Teil des deutschen Volkes, der den Geist der Freiheitskriege und mit ihnen die ganze Zukunft, auch die Gegenwart vorbereitete, der in der Epoche unsrer Erzählung in Kunst und Wissenschaft eine Revolution durchführte, die nicht minder welthistorisch bedeutsam wurde, hat der Dichter kaum mit einem Zuge gestreift. Gewiß nicht absichtslos; aber wir halten diese Absicht für einen poetischen Mangel in dem sonst so erfreulichen Werke.

Mit der Kunst Jensens, klar und schön die Handlung zu komponiren und zu leiten, die Charaktere mit sparsamen Mitteln plastisch zu gestalten, das historische Wissen in dichterische Anschauung umzuwandeln — mit dieser Kunst kann sich der Roman Arthur Hobrechts nicht vergleichen. Wir sind keineswegs blind für die vielen höchst achtbaren und schätzenswerten Eigenschaften dieses Autors. Die Epoche des letzten Drittels des siebzehnten Jahrhunderts und ganz besonders die Kulturgeschichte der Ostseeprovinzen und noch spezieller die Stadtgeschichte Königsbergs beherrscht Hobrecht mit dem profoundesten Wissen. Von Haus aus, wie es scheint, Jurist, giebt er mit besonderm Behagen seine genaue Einsicht in die verwickelten Rechtsverhältnisse jener Zeit zum Besten. Ein politischer Rechtsstreit der tiefgreifendsten Art bildet auch den Inhalt des Romans, und man kann sagen, er wäre der Kunst des bedeutendsten Dichters würdig.

Es handelt sich um den Kampf, den der brandenburgische Kurfürst um die Anerkennung seiner Souveränität in Ostpreußen zu führen hatte. Denn der Besitz der frühern Ordenslande war ihm zwar nicht bestritten, aber zugleich hatte auch der König von Polen das Recht der obersten Gerichtsbarkeit, und die Autorität des Kurfürsten war dadurch aufs empfindlichste beschränkt. Der Wunsch des Brandenburgers, sich derselben völlig zu entledigen, kann uns von dem Standpunkte der politischen Geschichte aus nur als von den edelsten staatsmännischen Motiven eingegeben erscheinen, und wir stehen jedenfalls auf seiner Seite. Die preußischen Adlichen aber sahen sich durch dieses Streben des Brandenburgers in ihrer unumschränkten Freiheit und in ihren ererbten Rechten bedroht. Ihnen war es gerade willkommen, im Polenkönig, der eifrig die wachsende Macht seines Nachbarn beobachtete, eine letzte und legale Instanz gegen die vielen und strengen Anforderungen Friedrich Wilhelms zu haben. Der dreißigjährige Krieg hatte alles deutsche Land ausgezogen, das Volk verwildert, alle staatliche Ordnung zerstört, und das Schicksal wollte es, daß gerade in einer so bösen Zeit ein politisches Genie den notwendigen Gedanken faßte, in dem zerstückelten Deutschland eine kompakte Macht aus den eignen zerstückelten Landen zu schaffen. In einer Zeit, wo sich das Soldatenhandwerk am verhaßtesten gemacht hatte, schuf der Brandenburger das erste stehende Heer,

das in einem fort an den Steuersäckel eines verarmten Volkes die größten Anforderungen stellte. Immerhin aber war dem Volke, den handeltreibenden Städtern die teure und strenge Ordnung des Kurfürsten lieber als die Anarchie der adlichen Herren nach polnischem Muster, und diese bürgerlichen Elemente waren es, welche vorzüglich zum Erfolge des Brandenburgerers beitrugen. Natürlich ging es nicht ohne furchtbare und wohl auch rücksichtslose Kämpfe ab: es gab einen Konflikt zwischen einer (im höhern Sinne wohl auch berechtigten) Macht und dem Rechte, auf welches sich die echt ostpreussisch hartnäckigen Adlichen stützen. An dem Obersten Grafen Kalkstein, der glänzendsten Erscheinung jener altpreussischen souveränen Ritterschaft, wollte der Kurfürst ein Exempel statuieren. Sein Prozeß wurde mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln des politischen Machthabers gegen den unbotmäßigen Vasallen geführt. Der energische Angeklagte wehrte sich mit allen Mitteln der Rechtsordnung, bis ihn das Schicksal selbst verwirrte und in eine nicht mehr mit dem Rechte zu vereinigende Position gegen den Kurfürsten brachte. Die kurfürstlichen Beamten verfahren auch nicht glimpflich gegen den Obersten, bis er schließlich als ein Opfer der Staatsraison hingerichtet wurde. Dies ist der Hauptinhalt des breit angelegten Romans, zu dem der ganze erste Band (etwa 400 Seiten Großoktav) die Expositon bietet. Der Titelheld Fritz Kannacher steht damit in ziemlich äußerem Zusammenhange, er ist mehr Zuschauer, wenn er auch häufig, aber unwesentlich in die Handlung eingreift. Ein junger Leutnant des Kurfürsten, diesem mit aller Begeisterung der Jugend für ihren Helden ergeben, von Herkunft gleichfalls ein Ostpreuße, dient er dazu, den Mittelpunkt für die beiden großen Gruppen des Romans abzugeben: die des Brandenburgerers und die der Ostpreußen. Mit Fritz Kannacher führt uns die Handlung über die kleine Provinz hinaus auf die ganze europäische Bühne, die durch die Türkenkriege im Südosten und die nördlichen Kämpfe im Nordwesten bewegt war. Mit Fritz Kannacher kehrt man von diesen Ausflügen wieder nach Ostpreußen zurück, wo er endlich in den Besitz des gesuchten väterlichen Erbgutes kommt. Leider ist dieser Held des Romans zwar eine brave Seele, aber eine poetische Mittelmäßigkeit, und dies ist der Krebschaden des Werkes. Hobrecht hat sonst eine Reihe ausgezeichnete Charaktere geschaffen, vor allem in dem wahrhaft ritterlichen Oberst Kalkstein, in seinem verräterischen Bruder Christian, in dem Advokaten Crusius und dessen befreundetem Gegner im Staatsprozeß, dem Kronanwalt Doktor Lau, und vielen andern Gestalten aus dem Bürgertum und der Umgebung des Kurfürsten; auch der Kurfürst selbst ist sehr ansprechend gezeichnet. Bei alledem leidet aber der Roman sehr an der breiten, sich oft wiederholenden Darstellung. Wie oft wird der Grundgedanke desselben, der tragische Konflikt zwischen Staatsraison und Privatrecht, dialektisch in den Reden der Juristen dargelegt! Und wie es archäologische oder religionsgeschichtliche (George Taylors) Romane giebt, so kann man „Fritz Kannacher“ als eine große dialogisirte, rechtshistorische Ab-

handlung bezeichnen. Es ist Hobrecht nicht so wie Jensen gelungen, die Kulturgeschichte poetisch zu beherrschen. Am wärmsten berührt der Lokalpatriotismus des Autors für seine ostpreussische Heimat. Den schweren Konflikt aber auszugleichen, die Gegensätze zwischen Macht und Recht in einer höhern Stimmung zu versöhnen, wie es die poetische Pflicht schließlich bei diesem Stoffe gewesen wäre, hat Hobrecht nicht vermocht. Seine engern Landsleute werden nichtsdestoweniger mit Freude dieses bis in Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens getreue Kulturgemälde Ostpreußens genießen können.

Innsbruck.

Moritz Meßer.



Herbstzeitlose hüben und drüben.

Aus Österreich.



ie alte bewährte Taktik, hundertmal widerlegte Behauptungen zum hunderterstenmale wie unangefochtene und unanfechtbare Thatfachen zu verkünden, hat in einer der letzten Sitzungen des deutschen Reichstages der Abgeordnete Bamberger mit Beziehung auf das Verhältnis des Fürsten Bismarck zu den Deutschen in Österreich zur Anwendung gebracht. Der Reichskanzler trage eine Hauptschuld an unsrer gegenwärtigen Bedrängnis, weil er sich abfällig über die politische Haltung der Verfassungspartei ausgesprochen und einen Witz über deren „verehrten Führer,“ den Abgeordneten Herbst, gemacht habe — so sagte der Oppositionsredner bei Gelegenheit der Ausweisungen aus Preußen.

Die Geschichte wird dadurch allerdings nicht gefälscht werden, weil der Historiker nicht nach dem Raisonement in Kammern und Zeitungen, sondern nach den Dokumenten urteilt. Aber für die Deutschösterreicher liegt eine Gefahr in dergleichen falschen Darstellungen. Denn diese Darstellungen werden von den liberalen Organen mit Begierde aufgegriffen und mit durchgeschossenen Lettern wiedergegeben. Bamberger hat es gesagt — wer wagt noch zu zweifeln? Und es ist ja nicht nur unsre Schwäche, die Schuld des Ungemachs andern aufzubürden. Allein es sind unsre schlechtesten Freunde, die der ohnehin so starken Neigung zur Beschönigung unsrer Schwächen und Fehler noch Nahrung geben; nur Selbsterkenntnis und ernstes Wollen können uns wieder emporbringen. Deshalb will ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, noch einmal zu berichten, was eigentlich noch jedermann in Erinnerung sein könnte.